

Felix Steiner

# Wissenschaftliche Autorschaft zwischen Zeitschrift und Handbuch

Überlegungen zu einer am Autorbegriff orientierten Poetologie wissenschaftlicher Texte

**Abstract:** In zwei Domänen werden Aussagen üblicherweise besonders strikt als Aussagen von Autoren aufgefasst: in der literarischen und in der wissenschaftlichen. Die Diskussion um den literarischen Autorbegriff hat die Charakteristik der Autor-Werk-Verbindung im Hinblick auf Lektüre und Interpretation von literarischen Texten intensiv differenziert. Der wissenschaftliche Autorbegriff wird bis jetzt vergleichsweise wenig diskutiert. Die mit Wissenschaftstexten befasste Fachsprachenforschung konstatiert vor allem die Ausblendung des Autorsubjekts als prägendes Merkmal der Wissenschaftskommunikation. Die Wissenschaftsforschung konzentriert sich auf das synthetisierende Konzept der »Scientific Persona«. Der vorliegende Beitrag unterbreitet im Rückgriff auf Ludwik Flecks begriffliche Opposition von »Zeitschrift-« und »Handbuchwissenschaft« (1935) einen Vorschlag zur Beschreibung der Autorschaftsdarstellung in wissenschaftlichen Texten. Domänentypische Handlungen wie »ein Forschungsproblem lösen« oder »methodisch schrittweise vorgehen« verweisen auf eine gleichzeitig individuell als auch diskursspezifisch wahrnehmbare Autorinstanz hinter dem Text. Mit Fleck lassen sich zwei Prototypen wissenschaftlicher Autorschaft definieren, die mit zwei Grundkonsistenzen des wissenschaftlichen Wissens konvergieren, dem unsicheren, erkenntnishaften und dem gesicherten, verfestigten Wissen. Der Beitrag modelliert die Darstellung wissenschaftlicher Autorschaft als disziplinübergreifendes poetologisches Verfahren, welches die Voraussetzung dafür schafft, den Autor-im-Text als Instanz wahrzunehmen, die eine epistemische Position einnimmt und die Voraussetzungen für die Validierung von Aussagen im Sinne eines Übergangs von unsicherer Erkenntnis hin zu gesichertem Wissen vorbereitet.

# 1 Zum Begriff der wissenschaftlichen Autorschaft

Der vorliegende Beitrag plädiert dafür, den Autorbegriff in einer ähnlichen Modellierung, wie er in literaturtheoretischer und hermeneutischer Hinsicht für literarische Texte reklamiert wird,<sup>1</sup> mit Blick auf wissenschaftliche Texte umzumünzen und fruchtbar zu machen. Dass der »Textkosmos« (Harweg) mit literarischen und fachlichen Texten in zwei Hemisphären geteilt ist, denen komplementäre Auffassungen über die Referenzwirklichkeit zugrunde liegen, soll hier allerdings nicht den Ausgangspunkt bilden, sondern vielmehr der Umstand, dass der Bedarf nach einer Autorinstanz gerade nicht gekoppelt ist an die für die Hemisphärentrennung entscheidende Frage, ob ein Text erfundene oder nichterfundene Wirklichkeit enunziere. Die Kategorie des Autors ist für die literarische *und* wissenschaftliche Textdomäne zentral,<sup>2</sup> weil in beiden komplizierte Intentionen textförmig dargestellt werden, die auf personal gedachte Instanzen beziehbar sein müssen, um in ihrer Intentionalität verantwortet und damit glaubhaft zu erscheinen.<sup>3</sup> Die textförmige Darstellung dieser Verantwortlicherfigur ist historisch gewachsen. So führt die spätestens mit der Aufklärung einsetzende Differenzbildung zwischen literarischer und wissenschaftlicher Domänen dazu, die Demarkierungen gegen alle Verbindungen zu betonen. Mit der Ausdifferenzierung der Textdomänen korrespondiert der Übergang von einem mit Autoritätsinsignien ausgestatteten Autortyp des „Gelehrten« hin zum modernen Typus des »Wissenschaftlers«, der einem Autortypus entspricht, der das methodisch-objektive Prozessieren bei der Erkenntnisproduktion als Geltungs-

**1** Auf die Positionsbezüge in der literaturtheoretischen Diskussion soll hier nicht eingegangen werden, auch wenn nicht unerhebliche Berührungen vorhanden sind etwa zum hier nicht diskutierten Konzept des *Implied Author*: Vgl. hierzu die ausführliche Problemdarstellung bei Kindt/ Müller: *Implied Author*. Die Landkarten der literaturtheoretischen Autorschaftsdiskussion, die an Foucaults »Autorfunktion« (1969) anschließen, sind in Carlos Spoerhas Arbeit zu *Autorschaft und Interpretation* (2007) in bestechender Klarheit ausgelegt.

**2** Eine der ersten texttheoretischen Arbeiten, welche eine Charakterisierung des Gegensatzes zwischen literarischen und wissenschaftlichen Texten auf dem Hintergrund von systematischen Darstellungsdifferenzen zulässt, ist Roland Harwegs *Pronomina und Textkonstitution* (1968). Harwegs Erkenntnisse lassen sich im Hinblick auf den Begriff der Textdomäne grob zusammenfassen: Literarische Texte folgen dem Substitutionsprinzip, während wissenschaftliche dem Rekurrenzprinzip gehorchen. Diese Darstellungsprinzipien werden als übergreifende Prinzipien befolgt. Wenn ich hier von literarischer und wissenschaftlicher Textdomäne spreche, dann verstehe ich darunter diese oberste Kategorie, der einzeltext- und textsortenunabhängig Darstellungsprinzipien zugeschrieben werden kann und die den »Textkosmos« (Harweg: *Pronomina*, S. 143) damit unterteilt.

**3** Vgl. Goffman: *The Lecture*, S. 167.

grund für die auch losgelöst von der Prozesssituation erkennbaren Wahrheiten darstellt.<sup>4</sup>

Dass die Produktion von *wissenschaftlicher Wahrheit* nur graduell mit einer Darstellung korreliert, welche die Produktionsrealität abbildet (zum Beispiel Daten aus Experimenten) und daneben einer ganzen Reihe von wissenschaftssprachlichen, rhetorischen, das heißt ästhetischen Prinzipien verpflichtet ist, muss meines Erachtens zu einem Autorschaftsbegriff führen, der beide Aspekte berücksichtigt: die konstativen Aspekte der beigebrachten Aussagen und die performativen Aspekte der Darstellung. Unter dem Autor ist also eine personal zu denkende Instanz zu verstehen, die mit dem Text beigebrachte Intentionen verantwortet, mit dem Begriff der Autorschaft das Prinzip der dargestellten Verantwortung, welches sich auf die Gleichzeitigkeit von Performativität und Konstativität im Text beziehen lässt. Ich verstehe den titelgebenden Begriff der »Poetologie wissenschaftlicher Texte« in diesem Sinn als programmatischen Begriff. Das Ineinander von konstativer und performativer Ebene, wie es in wissenschaftlichen Texten emergent wird, soll hier nicht entlang der klassisch-begrifflichen Entgegensetzung von wissenschaftlichem Objekt und Subjekt modelliert werden. Der Autor-im-Text, wie ich ihn hier verstehen will, ist nicht identisch mit dem Autor*subjekt*, das in der Erkenntnis- und in der Textproduktion realiter seinem Objekt gegenübersteht. Wenn, wie Lorraine Daston und Peter Galison in ihrer Geschichte der »Objektivität« (2007) zeigen, Autoren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnen, vor allem bildgebende Techniken zu entwerfen, um ihre Subjektivität in Schach zu halten, so gleicht die Darstellungspraxis im Text einer entsprechend konstruierten Poetologie der Objektivität etwa mittels Bild-Text-Bezügen, in denen die Autorinstanz die gestaltende, ordnende, passiv-interpretierende und insgesamt die wissenschaftlichen Aussagen *aufführende* Instanz markiert.<sup>5</sup>

Das mit diesem Beitrag vorgetragene Plädoyer kann und will selbstverständlich nicht die Differenzbildung zwischen literarischer und wissenschaftlicher Textdomäne in Frage stellen. Es geht vielmehr darum, die schriftstellerischen Prinzipien, die wissenschaftlichen Texten nicht nur im Sinne einer Praxis

---

<sup>4</sup> Ich habe die Frage, wie man den domänenspezifischen Begriff des wissenschaftlichen Autors modellhaft charakterisieren kann, in der Monographie *Dargestellte Autorschaft: Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten* (2009) ausführlich beantwortet. Die hier angesprochene Verschiebung zwischen dem Sozialtypus des »Gelehrten« und dem des »Wissenschaftlers« ist im zweiten Kapitel dargestellt. Der vorliegende Beitrag schließt zum Teil nahe an die Arbeit von 2009 an, zum Teil versucht der Beitrag auch, sich davon zu distanzieren.

<sup>5</sup> Vgl. Daston / Galison: Objektivität.

der autorschaftlichen Textproduktion, sondern im Sinne von *dargestellten Entscheidungen*, die den Text in seiner *gemachten Gestalt* prägen, in den Blick zu nehmen. Ich glaube, dass ein wesentlicher Ausgangspunkt letztlich in einer trivialen und leicht beobachtbaren, aber selten analytisch ausformulierten Verfasstheit des wissenschaftlichen Textes liegt: Würde man leuchtkräftige Werke der Vergangenheit etwa in den Sozial- und Geisteswissenschaften wie die Werke Foucaults oder Luhmanns auf die Frage nach der Konstituenz ihres Erfolgs hin untersuchen, so wäre gerade die Untrennbarkeit von schriftstellerisch-performativer und wissenschaftlich-konstativer Qualität im Sinne des dargestellten Erkenntnisgewinns zentral. Allerdings bliebe zunächst zu klären, was in diesen bereits so komplementären Fällen unter der schriftstellerisch-performativen Leistung genau zu verstehen ist. Dass wissenschaftliche Texte genauso wie literarische auf dem Hintergrund von zunächst diffusen Qualitätskriterien wie »inhaltlicher Gehalt«, »Stil«, sprachschöpferische »Originalität«, argumentatives »Wagnis« (als neue metaphorische Modellvorstellung etwa) und damit auf dem Hintergrund von nicht genuin wissenschaftlichen, sondern wissenschaftsästhetischen Kriterien beschrieben und beurteilt werden können, scheint evident.<sup>6</sup> – Was in der bewertenden Beschreibung der *großen Autoren* mitschwingt, wenn man ihre Funktion nicht nur darauf festlegt, sie als Revolutionäre eines Aussagesystems zu apostrophieren, sondern sie gleichzeitig als Begründer eines eigenen Sprachgebrauchs zu sehen, kann für *normale wissenschaftliche Autoren* zwar nicht in dieser affirmativen Weise postuliert werden, graduell sind aber vergleichbare Kriterien wie »inhaltlicher Gehalt«, »Stil« (oder Stilbruch), »Originalität« (oder sprachlich-denkstilistische Konventionalität) und argumentatives »Wagnis« anwendbar.

Selbstverständlich ist vor dem Hintergrund dieses Beispiels einzuwenden, dass sich das sozial- und geisteswissenschaftliche Sprachverständnis und die Darstellungskonventionen im Text von den naturwissenschaftlichen stark unterscheiden und dass deshalb der zugrunde liegende Autorschaftsbegriff nicht

---

**6** Die spezifisch »rhetorische Konsistenz« wissenschaftlicher Aussagesysteme wird von einem institutionell schwer eingrenzba- ren Zweig der Wissenschaftsforschung untersucht, der unter dem Label der »Rhetoric of Science« gefasst wird. Ein wichtiger Teil der Diskussionen, die in den späten 80er- und 90er-Jahren geführt wurden, drehte sich um die Frage nach der Gewichtung der »rhetorischen Anteile« im Text. Eine radikal »rhetorische Position«, wie sie Alan Gross gegen Charles Bazerman vertrat, erklärt den wissenschaftlichen Text selbst als referenzlos »rhetorisch« konstituiert, während eine eher traditionelle Auffassung, wie sie Bazerman einnahm, sozusagen von »rhetorischen« und »nicht-rhetorischen« Verteilungen ausgeht. Vgl. Gross: *The Rhetoric of Science*. Vgl. auch die klassische Arbeit von Bazerman: *Shaping Written Knowledge*.

als übergreifender Begriff postuliert werden kann. Es soll im Folgenden auch darum gehen, dieses Argument schrittweise zu entkräften und übergreifende Eigenschaften von wissenschaftlichen Texten in den Blick zu nehmen.

## 1.1 Das Ich-Tabu

Der Ausgangspunkt für die hier angestellten Überlegungen zur poetologisch zu reflektierenden Seite der Autorschaft in wissenschaftlichen Texten liegt in einem vor allem deutschsprachigen Topos der pragmalinguistisch orientierten Fachtextforschung, die in der sprachlichen Ausblendung des Autorsubjekts ein prägendes Merkmal der Wissenschaftskommunikation und im Ich-Gebrauch sozusagen den wichtigsten Index dieses Subjekts vermutet. Die Kritik an der Untermarkiertheit der Sprecherdeixis, die auch im Alltag zum Klischee des unpersönlichen Wissenschaftstextes gerinnt, basiert einerseits wesentlich auf einer vorschnellen Gleichsetzung von *Ich-Markierung* und *Subjekt-Anwesenheit*, andererseits auf einer Art Abbildlichkeitsmodell des realiter vorhandenen Handlungssettings der Instanzen unter den schriftlichen Bedingungen des Textes.<sup>7</sup> In der hier geführten Argumentation geht es weder darum, den Begriff des wissenschaftlichen Autors im Bild der *Anwesenheit*, noch im Modell des Ich-Verbots (Weinrich), bzw. Ich-Tabus (Kretzenbacher) zu verankern. Wissenschaftliche Autoren treten prototypisch mit einem argumentativen Geltungsanspruch innerhalb eines bestimmten epistemischen Kontexts auf, um eine autorschaftliche Position einzunehmen, wobei der Begriff des Autor *subjekts* signalisiert, dass die Geltungsgründe auf eine *Subjektposition* beziehbar sein sollen. Dass der Anspruch auf Geltung nicht unmittelbar auf reale Entitäten bezogen wird, sondern in der Lektüre schrittweise mit einer autorschaftlichen Position assoziiert werden muss, macht gerade der Umstand deutlich, dass Propositionen im wissenschaftlichen Text nicht zwingend die schlichte Form von » $x + y = z$ « annehmen, sondern eine autorschaftliche Rahmung andeuten, die hilft, die Bedingungen des Positionsbezugs nachzuvollziehen. Domänentypisch sind etwa Formulierungen wie: »*Es zeigt sich*, dass unter den gegebenen Bedingungen aus der Summe von  $x$  und  $y$   $z$  resultiert« oder: »*Es ist anzunehmen*, dass  $z$  resultiert, wenn  $x$  und  $y$  addiert werden«.

---

<sup>7</sup> Peter von Polenz weist in einem frühen Beitrag (1981) darauf hin, dass Handlungsprädikate im wissenschaftstypischen Sprachgebrauch deagentiviert werden und Abstrakta in die Subjekt-Stelle verschoben werden. Vgl. Polenz: Jargonisierung.

Diese Beispielsätze verdeutlichen einerseits, dass mit solchen Ausdrucksoptionen funktionale Äquivalente zur Ich-Form in domänentypischer, das heisst verfestigter Form vorliegen, andererseits verdeutlichen die Beispiele auch, dass es sich um disziplinär und historisch konventionalisierte Muster eines institutionellen Sprachgebrauchs handelt, der Alternativen eher aus formalen denn aus funktionalen Gründen ablehnt. Ein Wandel der Konventionen ist deshalb grundsätzlich jederzeit möglich. Aus funktionaler Perspektive ist der Rahmen-Ausdruck »es ist anzunehmen« dem Ausdruck »ich nehme an« äquivalent. Wenn Mitglieder einer wissenschaftlichen Disziplin sich daran halten, den ersten Ausdruckstypus zu präferieren, wie es im deutschsprachigen Raum für viele Disziplinen in der Vergangenheit zum wissenschaftssprachlichen Standardrepertoire gehörte, bringt das den Vorteil mit sich, dass sich Mitglieder nicht nur als Funktionsgemeinschaft mit gemeinsamen diskursiven Zielen manifestieren, sondern mittels formaler Konsistenz auch eine »Sprach- und Textgemeinschaft« bilden.<sup>8</sup> Mit der jüngeren Tradition der pragmatisch orientierten Wissenschaftslinguistik lässt sich in diesem Zusammenhang die Einsicht formulieren, dass sich die Typik des wissenschaftlichen Standardsprachgebrauchs zwar mittels funktionaler Eigenschaften wie Eindeutigkeit, Präzision, Durchsichtigkeit etc. herleiten lässt, dass aber die höhere Ich-Frequenz, wie sie etwa in der angelsächsischen Wissenschaftsliteratur verbreitet ist, mit den gleichen funktionalen Kriterien ableiten lässt.<sup>9</sup> Diese Konventionen im Bereich des Standardrepertoires haben zwar einen Signalcharakter für die Abgrenzung von Gemeinschaften, allerdings sind gerade Brüche mit der Konvention auch eine Möglichkeit, um symbolisch Sub-Gemeinschaften auszubilden oder einen Generationswechsel auf der Ebene des kurzzeitig unverbindlich gewordenen Sprachgebrauchs zu unterstreichen. Seit den 90er-Jahren sind im deutschsprachigen Raum vor allem in den Geisteswissenschaften in vielen Subdisziplinen solche Traditionsbrüche zu beobachten. Eine breit angelegte, korpusgestützte Untersuchung dieses Wandels fehlt allerdings bis jetzt.

Eine weitere, zentrale Erkenntnis der jüngeren Wissenschaftslinguistik erscheint mit Blick auf den zu problematisierenden Begriff des Ich-Tabus wesentlich. Wie bereits gesagt referiert »ich« im wissenschaftlichen Kontext grob gesagt nicht deiktisch auf die sprechende Instanz, sondern »ich« bezeichnet eine je nach funktionaler Einbindung des entsprechenden Textteils ausdifferenzierte Handlungsrolle. Diese Rollen lassen sich als unterschiedliche »Ich-Typen« beschreiben. Torsten Steinhoff (2007) unterscheidet drei solche Typen: Verfasser-

<sup>8</sup> Pohl: Studien zur Ontogenese wissenschaftlichen Schreibens, S. 111.

<sup>9</sup> Vgl. hierzu ebd., S. 97–111.

Ich, Forscher-Ich und Erzähler-Ich.<sup>10</sup> Mir scheint für die hier geführte Argumentation in Abgrenzung zu dieser Konzeption bei Steinhoff (2007) wichtig, dass bei dem Begriff der Autorschaft, wie ich ihn für wissenschaftliche Texte reklamieren will, davon ausgegangen wird, dass rezeptionsseitig auch mittels sehr impliziter Signale, die nicht wie die »Ich-Typen« mit deiktischer Markierung korrespondieren, die autorschaftliche Instanz rekonstruierbar wird und sich damit sowohl die Rede vom Ich-Tabu als auch deren Substituierung durch »Ich-Typen« als obsolet erweist.

Ich werde im dritten Kapitel auf dem Hintergrund von Bühlers Begriff des »Sprachwerks« den Begriff der autorschaftlichen Position vom Begriff des Autorsubjekts zu differenzieren versuchen. Die Argumentation geht mit den im zweiten Kapitel im Rückgriff auf Ludwik Flecks »Zeitschrift-« und »Handbuchwissenschaft« formulierten Entgegensetzung von »persönlicher« und »unpersönlicher« Autorschaft davon aus, dass Aussagen in unterschiedlicher Abstufung auf Autoren beziehbar sind. Im folgenden Unterkapitel 1.2 soll das Autorkonzept abgegrenzt werden gegen das wissenschaftsgeschichtlich und rhetorisch motivierte Konzept der wissenschaftlichen Persona.

## 1.2 Wissenschaftliche Persona

In ihrer breit angelegten, historischen Untersuchung zur Begriffsgeschichte der »Objektivität« haben sich Daston und Galison ausführlich mit der Frage nach dem »wissenschaftlichen Selbst« befasst.<sup>11</sup> Daston und Galison (2007) verstehen unter dem »wissenschaftlichen Selbst« etwas Ähnliches wie Daston und Sibum (2003) bereits andernorts unter der »wissenschaftlichen Persona« verstehen: Als »Persona« oder »Selbst« wird der Typus des Naturwissenschaftlers im Sinne einer Art Hypostase der darunter subsumierten, regulativen Ideen konzipiert, es wird also nicht etwas unmittelbar Personbezogenes im Sinne einer individuellen Biographie darunter verstanden, allerdings auch nicht etwas wie eine soziale Rolle, sondern vor allem synthetisierte Denk- und Urteilsmuster, die zum Beispiel auf eine prototypische Vorstellung des Naturwissenschaftlers bezogen werden.<sup>12</sup> Die Leistungsfähigkeit dieses Ansatzes liegt darin, diachron Konjunkturen dieses »Selbsts« als Veränderung im Produktionsdispositiv von wissen-

<sup>10</sup> Vgl. Steinhoff: Wissenschaftliche Textkompetenz, S. 180–204.

<sup>11</sup> Vgl. Daston / Galison: Das wissenschaftliche Selbst, S. 201–265.

<sup>12</sup> Vgl. Daston / Sibum: Introduction, vor allem S. 3f.



schaftlichen Erkenntnissen identifizieren zu können. Gleichzeitig scheint es auch möglich, die epochenübergreifende Konstanz des Phänomens zu beobachten. Daston und Sibum (2003) betonen die relativ kleine Zahl von »Personae« und ihre unifizierende Funktion als perzeptive Maske über die Disziplinen- und Subdisziplinengrenzen hinweg, wenn sie sagen: »The word ›scientist‹ bears witness to a persona that resists the multiplication of identities even at the disciplinary level, not to speak of the level of the individual«. <sup>13</sup>

Daston und Galison (2007) weisen der mit Kant wirkungsmächtig eingeführten Entgegensetzung zwischen dem Subjektiven (Erfahrung, Empfindung, Empirisches) und Objektivem (allgemeingültige apriorische Bedingungen) ebenfalls einen mit dem »Selbst« assoziierten, nicht-persönlichen Ort zu, an welchem aktiv und mittels Verstandesgebrauch sowohl auf Subjektives wie Objektives zugegriffen werden kann, indem durch »Verstandesbegriff die Verknüpfungen der Vorstellungen [...] als allgemeingültig bestimmt wird« (Kant). <sup>14</sup> Die Entgegensetzung, wie sie Daston und Galison mit Kant vorführen, geht nicht in die Richtung einer Diskriminierung der Subjektivität im Sinne ihrer Verdrängung zugunsten eines im wissenschaftlichen Kontext verabsolutierten Objektivitätsprinzips. Das ist zentral mit Blick auf Autorschaft, weil Autoren in Texten beides darstellen. Meines Erachtens liegt ein gewichtiges Problem in der begrifflichen Bestimmung des »wissenschaftlichen Selbst« bei Daston und Galison darin, dass sie den Begriff ausschließlich in den Praktiken der Wissens *herstellung* verankert sehen (zum Beispiel »das Selbst des Beobachters«) und dass sie zwar im Zusammenhang etwa mit der Selbst-Stabilisierung des »Selbst« auch von Schreibpraktiken ausgehen, zum Beispiel in der Form von Beobachtungstagebüchern, dass aber an keiner Stelle die Möglichkeit in den Blick genommen wird, das »Selbst« an der Schnittstelle zwischen Wissensherstellung und Wissensdarstellung zu suchen. Oder anders gesagt: Wissenschaft im Sinne der Wissensgenerierung und wissenschaftlicher Text im Sinne der Darstellung der Wissensgenerierung wird zu stark gleichgesetzt. Ein synchron aufgefasstes »Selbst« müsste *auch* mit der Autorrolle assoziiert werden, weil der wissenschaftliche Erkenntnisprozess nicht als dem Textmedium äußerlich oder völlig nachgeordnet gelten kann. Ich sehe den Begriff der wissenschaftlichen Autorschaft, wie ich ihn hier verstanden haben möchte, deshalb nicht alternativ, sondern komplementär zum hypostasierenden Begriff des »Selbst« bei Daston und Galison. Die wesentliche Differenz zum Begriff des »Selbst« liegt vor allem darin, dass mit dem Begriff des Autors ein *gleichzeitig* domänentypisch präfigu-

<sup>13</sup> Daston / Sibum: Introduction, S. 4.

<sup>14</sup> Daston / Galison: Das wissenschaftliche Selbst, S. 219f.



riertes als auch – das scheint mir zentral – individuell ausdeutbares Phänomenbündel angesprochen ist.

## 2 »Persönliche« und »unpersönliche« Autorschaft im »wissenschaftlichen Denkkollektiv«

Nicht Texte sind angewiesen auf die Zuschreibung an einen Autor, sondern die Aussagen, die mit ihnen gemacht werden. Die Aussage, die mit einem Text eine spezifische Gestalt annimmt, ist nicht identisch mit dem Text, es handelt sich vielmehr um eine zusammenfassende Reduktion im Sinne einer rezeptionsseitig zugeschriebenen, zusammengefassten Intention. Weder der wissenschaftliche noch der literarische Diskurs lassen es zu, eine autorfreie Aussage zu realisieren, die etwa die Form eines Satzes haben könnten, gerade *weil* aktuelle Wahrheiten sonst nicht von bereits geteilten im Sinne etwa der Common-Sense-Topoi unterscheidbar wären. Autoren realisieren mit Texten zuerst einmal unbekannte, neue Aussagen. Mit dem Text werden Voraussetzungen dafür geschaffen, dass eine Aussage als solche akzeptiert werden kann. Die etwas läppisch gestellte Lehrerfrage: Was will uns der Autor mit seinem Text sagen? referiert also weder ausschließlich auf Texte, die ihre Intention absichtsvoll verrätseln, noch kann sie sich auf die Gesamtheit der Verstehensvoraussetzungen gleichzeitig beziehen, sondern sie bezieht sich gerade auf eine in der Lektüre nicht selbstverständlich ableitbare autorinstanzliche Kondensation davon. Welche begrifflichen und hermeneutischen Probleme mit dieser Abstraktionsleistung mit Blick auf die Lektüre literarischer Werke verbunden sind, zeigen die literaturtheoretischen Arbeiten unter dem Etikett der »Rückkehr des Autors« ausführlich und überzeugend auf.<sup>15</sup> Mit Blick auf wissenschaftliche Autorschaft fällt auf, dass die Zuschreibungen von Aussagen an Autoren tendenziell in einem realistisch-naiven Modell der Gleichsetzung von intendierter und verstandener Aussage

---

<sup>15</sup> In der literaturtheoretischen Diskussion wird in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das auf biographischen Modellen aufbauende Autorkonzept grob gesagt für unbrauchbar erklärt. Allerdings aufersteht das Modell unter dem Vorbehalt der leserseitigen Rekonstruktion seit den 90er Jahren zu neuem Leben. Eine präzise Darstellung dieser Diskussion liefert Fotis Jannidis: *Figur und Person*, S. 20–28. Dass es sich allerdings bei der »Rückkehr« des Autors genau genommen gar nicht um eine solche handelt, darauf weist Carlos Spoerhase (*Spoerhase: Autorschaft*, S. 11–38) überzeugend hin.

verhaftet sind. Entsprechend gilt der Autor als unproblematische Konstruktion, jedenfalls scheint das übergreifende wissenschaftliche Gebot der Explizitheit mit dazu beizutragen, dass grundsätzlich davon ausgegangen wird, dass die Rezeption (auch über speziell dafür prädestinierte Teiltexthe wie Abstract, Zusammenfassung, Fazit etc.) entsprechend unmissverständlich auf die Kondensation hingewiesen werde, so dass keine interpretativen Spielräume klaffen und der Autor überhaupt zu einer problematischen Instanz geraten würde, die der Analyse bedürfte.<sup>16</sup>

Was im Hinblick auf wissenschaftliche Autorschaft mit der Monographie von Ludwik Fleck »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« (1935) zu einer ausführlichen, wissenschaftsgeschichtlich motivierten Reflexion gerinnt, ist die Frage, wie sich Aussagen von ihrem ursprünglichen Kontext lösen und zu unpersönlichen »Tatsachen« werden. Fleck liefert mit seinem Erklärungsansatz einen wichtigen Grundstein zu einer Poetologie der wissenschaftlichen Aussagesysteme: Im zweitletzten Kapitel stellt er disziplinübergreifende Merkmale des »modernen wissenschaftlichen Denkkollektivs« heraus.<sup>17</sup> Ich beschränke mich hier auf die von Fleck pointierte Polarität zwischen »Zeitschriftwissenschaft« und »Handbuchwissenschaft«. Sie bildet für Fleck die im engeren Sinn expertenschaftliche, »esoterische Wissenschaft« im Gegensatz zu der im gleichen Kapitel thematisierten populären und didaktischen Orientierung von Wissenschaft, die Fleck als »exoterische Wissenschaft« bezeichnet. Zwischen den Polen der »Zeitschriftwissenschaft« und der »Handbuchwissenschaft« besteht, was die Qualität der »denksozialen Form« von Aussagen und damit das zugrunde liegende Autorkonstrukt angeht, ein deutlicher Unterschied.<sup>18</sup> Für Fleck ist diese Polarität vor allem durch den Gegensatz von »persönlicher« und »unpersönlicher« Qualität gegeben. Etwas vergrößert kann man sagen: »Zeitschriftwissenschaft« teilt persönliche, wissenschaftliche *Erkenntnis* mit, die vorläufigen Geltungsanspruch erhebt. Im Kontrast dazu steht die »Handbuchwissenschaft«, sie ist funktional nicht als Mitteilung zu verste-

---

**16** In der Diskussion, die im Anschluss an das Referat »Qu'est-ce qu'un auteur?« (1969) von Michel Foucault geführt wird, ist beispielhaft nachzuvollziehen, was es heißt, eine Aussage von einem Autor zu verstehen. Foucault verwahrt sich nach der ausführlichen Invektive von Lucien Goldmann dagegen, mit seiner Aussage wie Roland Barthes verstanden zu werden: »ich habe nicht gesagt, dass der Autor nicht existierte. Ich habe es nicht gesagt, und ich bin erstaunt, dass meine Rede zu einem solchen Widersinn geführt haben sollte« (Foucault: Was ist ein Autor?, S. 266).

**17** Vgl. Fleck: *Tatsache*, S. 146–164.

**18** Mir geht es im Folgenden vor allem um die Polarität der von Fleck beschriebenen Darstellungsformen und weniger um Metamorphosen zwischen ihnen.

hen, sondern als synthetisierender Bericht, als unpersönliches, kondensiertes Wissensarchiv:

Das Handbuch entsteht also nicht einfach durch Summation oder Aneinanderreihung einzelner Zeitschriftenarbeiten, denn erstere ist unmöglich, weil diese Arbeiten oft einander widersprechen, und letztere auch kein geschlossenes System ergäbe, worauf die Handbuchwissenschaft zielt. Ein Handbuch entsteht aus den einzelnen Arbeiten wie ein Mosaik aus vielen farbigen Steinchen: durch Auswahl und geordnete Zusammenstellung. Der Plan, dem gemäss die Auswahl und Zusammenstellung geschieht, bildet dann die Richtungslinien späterer Forschung: er entscheidet, was als Grundbegriff zu gelten habe, welche Methoden lobenswert heissen, welche Richtungen vielversprechend erscheinen, welchen Forschern ein Rang zukomme und welche einfach der Vergessenheit anheimfallen.<sup>19</sup>

Das Zitat macht deutlich, dass Autorschaft im Fall des Handbuchs auf drei aufeinander bezogenen Ebenen kontrastiv gekennzeichnet ist: 1. Der Handbuch-Autor selektiert aus einem vorfindlichen Aggregat von Erkenntnissen, seine Wahl ist durch denksoziale Konventionen geprägt. 2. Der Handbuch-Autor baut die gewählten Erkenntnisse zu einer neuen Ordnung um, die den Erkenntnissen selbst eine neue Qualität verleihen und sie epistemisch in ein tendenziell auf Geschlossenheit zielendes System überführen. 3. Der Handbuch-Autor historisiert und validiert wissenschaftliche Erkenntnis. Mit der Historisierung ist eine Konsistenzänderung hin zum *geteilten Wissen* verbunden, wenn der konventionelle Aspekt in den Vordergrund gerückt wird und in ihrer kondensierten Form für künftige Anschlüsse prädestiniert werden.

Der von Fleck beschriebene Antagonismus zwischen »persönlicher« und »unpersönlicher« Autorschaft ist für die wissenschaftlichen Validierungsprozeduren zentral. Nach Fleck kann man die »unpersönliche« Autorschaft verstehen als Bewertungszuschreibung an ein bestimmtes Bündel von »persönlichen« Aussagen. Interessant und gleichzeitig problematisch scheint mir an der Formulierung von Fleck, dass die Differenz zwischen der dargestellten, textsortentypischen Emergenz (»das Handbuch«) und dem zugrunde liegenden Erkenntnis- oder Wissenssubstrat eingeebnet zu sein scheint. Der Text ist für Fleck weder einfach Ergebnis des wissenschaftlichen Prozessierens oder schlichtes Instrument für weiteres Prozessieren, er ist selbst die »denksoziale Form« der Wissenschaft. Das heisst, Fleck geht eigentlich nicht nur von der Textförmigkeit des wissenschaftlichen Wissens aus, sondern die symbolische Bedeutung der Repräsentation wird selbst hypostasiert und mit der wissenschaftlichen Praxis identifiziert. Wissenschaft und wissenschaftlicher Text werden auch hier in eins gesetzt. Ich werde darauf weiter unten zurückkommen.

---

<sup>19</sup> Fleck: Tatsache, S. 158.

Die Textförmigkeit von Erkenntnissen und damit ihre Autorgeprägtheit stellt Fleck ins Zentrum seiner Charakterisierung der »Zeitschriftwissenschaft«:

Die Zeitschriftwissenschaft trägt also das Gepräge des Vorläufigen und Persönlichen. Das erste Merkmal zeigt sich zunächst darin, dass trotz der ausgesprochenen Begrenztheit der bearbeiteten Probleme, doch immer ein Streben betont wird, an die ganze Problematik des betreffenden Gebietes anzuknüpfen. Jede Zeitschriftarbeit enthält in der Einleitung oder in den Schlussfolgerungen eine solche Anknüpfung an die Handbuchwissenschaft als Beweis, dass sie ins Handbuch strebt und ihre gegenwärtige Position für vorläufig hält.<sup>20</sup>

Der Begriff des Autors, den Fleck hier im Kontext des wissenschaftlichen Erkenntniszugewinns konzeptualisiert, ist stark an die innovatorische Leistung gebunden. Aussagen entsprechen komplizierten, textförmigen Geflechten. Dass die Textförmigkeit der autorschaftlichen Aussage die Voraussetzung für ihre Validierung im »Handbuch« beibringen muss und mit diesen Voraussetzungen »ins Handbuch strebt«, ändert für Fleck nichts daran, dass die Textform selbst geprägt ist von Anpassungsleistungen an den »Prozess der Kollektivisierung«:

Die Fragmentarität der Probleme [...], kurz die Ein- und Erstmaligkeit des Arbeitsstoffes verbinden ihn unzertrennlich mit dem Verfasser. Dessen ist sich jeder Forscher bewusst und fühlt zugleich das Persönliche seiner Arbeit als Fehler: fast immer will er seine Person verschwinden lassen.<sup>21</sup>

Dass das Textmedium selbst Möglichkeiten bereithält, den kollektiven »Denkverkehr« als eine Art autorschaftliche »Zwiesprache« darzustellen, welche die Reflexivität des Textmediums nutzt und etwa die Differenzen zwischen Positionen darstellt, betont Fleck vor allem im Kontext mit den inkriminierten Anpassungsleistungen:

Dieser esoterische Denkverkehr vollzieht sich zum Teil schon innerhalb der Person des Forschers selbst: er hält mit sich selbst Zwiesprache, wägt ab, vergleicht, entscheidet sich. Je weniger diese Entscheidung auf Anpassung an die Handbuchwissenschaft beruht, je origineller und kühner also der persönliche Denkstil, desto länger dauert es, bis der Prozess der Kollektivisierung seiner Ergebnisse vollzogen ist.<sup>22</sup>

Versteht man also unter Autorschaft zusammenfassend das die Autorinstanz bestätigende performative Prinzip im Text, so können mit Ludwik Fleck (1935/1980) zwei grundlegende, komplementäre Tendenzen der wissenschaftlichen Autorschaft differenziert werden.

<sup>20</sup> Fleck: Tatsache, S. 156.

<sup>21</sup> Ebd., S. 157.

<sup>22</sup> Ebd., S. 157.

1. Die »persönliche« Zeitschrift-Autorschaft, die für neue Aussagen im Sinne des wissenschaftlichen Zugewinns an Erkenntnissen bürgt. Bestätigt wird hier eine »Schöpfer«-Instanz, die von Anzeichen der Unsicherheit und der Vorläufigkeit begleitet wird.
2. Die »unpersönliche« Handbuch-Autorschaft, die Aussagen selegiert, ordnet und validiert. Bestätigt wird hier eine diskrete, gleichzeitig autoritäre, im »Denkkollektiv« verankerte Instanz, die mit Anzeichen der Sicherheit und des historischen Kommentars ausgestattet ist. »Versteht man unter Tatsache Feststehendes, Bewiesenes, so ist sie nur in der Handbuchwissenschaft vorhanden«.<sup>23</sup>

Ich verstehe die hier mit Fleck angedeutete Autorschaftstypologie nicht an die Textsortengrenzen gebunden, wie das Fleck tut. Die Polarität zwischen »persönlich« und »unpersönlich« ist meines Erachtens mit einem zugrunde liegenden Handlungsstereotyp verbunden, das textsorten- und disziplinübergreifend wirksam ist. Die intertextuelle Verankerung von Aussagen in wissenschaftlichen Aufsätzen etwa, die stetige Verankerung von Aussagen im Forschungsstand des »Denkkollektivs«, fußt in einer *poetologischen Strategie*, welche die Vorbereitung von Akzeptanz bereits an intersubjektiv geteilte Geltungsgründe anschliesst (validierte Daten, wiederholte Experimente, bestätigte Interpretationen etc.). Weder unpersönliche, noch persönliche Autorschaft sind an Text- oder Textsortengrenzen gebunden. Aussagen lassen sich selbstverständlich trennen von ihrem autorschaftlichen Entstehungskontext. Als textunabhängiges Wissen, das nicht mehr problematisiert werden soll, sind anonyme »Tatsachen« von Vorteil. Die Loslösung selbst allerdings – das ist mit Fleck wichtig zu betonen – erscheint nicht anonym, sondern »unpersönlich«, sie ist angewiesen auf eine autorschaftliche Rahmung im »Handbuch«.

### 3 Warum (nicht alle) Sachtexte auf die Autorfunktion angewiesen sind

Für die pragmatisch-textlinguistische bzw. enger die pragma-stilistische Perspektive auf Text ist das der Sprechakttheorie entnommene Konzept der sprach-

---

<sup>23</sup> Fleck: Tatsache, S. 164.

lichen Handlung zentral.<sup>24</sup> Mit Sachtexten wird *sachlich* gehandelt, über Funktionsindikatoren sind Handlungsschemen zu inferieren. Eine Gebrauchsanweisung *weist an*, ein Gesetzestext *normiert*, ein Wetterbericht *prognostiziert*. Die Inferenz solcher Handlungsschemen wird, wenn nicht bereits mit dem Titel angedeutet (oder etwa mit entsprechenden Präambeln), über texttypische Ausdrücke indiziert: Textsortentypische Ausdrücke wie »Vor Gebrauch sorgfältig durchlesen« oder »zunehmende Gewitterneigung« etc. lassen entsprechende Rahmenerwartungen zu, die mit Handlungsschemen rezeptionsseitig koordiniert werden. – Mir geht es hier um die Frage, für welche Texte es angebracht scheint, die mit Foucault reklamierte Autorfunktion zu inferieren. Die Hinweise, die bei Foucault mehr oder weniger apodiktisch angeführt sind: »Ein privater Brief kann einen Unterzeichner haben, aber er hat keinen Autor« (Foucault 1969: 245) sollen dabei einer Überprüfung unterzogen werden. Gleichzeitig verbinde ich mit dieser zugeschriebenen bzw. inferierten Autorfunktion in der Welt der Fachtexte auch eine Kritik am Handlungsschema der pragmatischen Textlinguistik und der Pragma-Stilistik.

Kommunikation wird üblicherweise als (beabsichtigter) Austausch zwischen (mindestens) zwei Partnern konzipiert: Ein Sender gibt dabei einem Empfänger mittels Zeichen etwas zu verstehen. Schriftliche Texte können gelesen werden, ein rückgekoppelter Austausch wie in einem Gespräch kann nicht stattfinden, die Rezeption ist durch den Sender nicht kontrollierbar und der Empfänger kann keine Rückfragen stellen. Trotzdem wird im Alltag üblicherweise von Kommunikation mit schriftlichen Texten gesprochen, weil vielen schriftlichen Texten diese Modellierung typischerweise vorausgeht.

Der für die pragmatisch orientierte Linguistik zentrale Sprachtheoretiker Karl Bühler unterscheidet in der Gesamtheit der denkbaren Einsatzmöglichkeiten von Sprache kategorial zwei Funktionstypen: Zum einen die in eine bestimmte Situation eingebundene »Sprechhandlung« und zum andern das situationsentthobene »Sprachwerk«. Die bühlerschen »Sprechhandlungen« sind als autor-freie Texte anzuschauen, die »Sprachwerke« sind angewiesen auf die Autorfunktion. Eine »Sprechhandlung« zu vollbringen heißt nach Bühler, eine Aufgabe »aus der Lebenslage« heraus und für den Moment sprechend oder lesend zu lösen.<sup>25</sup> Eine Gebrauchsanweisung wird so verwendet. Ein Witz wird so erzählt. Eine Party-Konversation wird so geführt. Den zuletzt genannten Sprachgebrauch kann man sich auf einer graduellen Skala zwischen ›aus-

<sup>24</sup> Vgl. zu den pragmatischen Konzeptualisierungen der Textlinguistik den Handbuchartikel von Feilke: Die pragmatische Wende.

<sup>25</sup> Bühler: Sprachtheorie, S. 53.

schliesslich kommunikativ« und »gar nicht kommunikativ« der Tendenz nach bei »ausschliesslich kommunikativ« vorstellen. Das »Sprachwerk« markiert die andere Seite der Skala. Bühler sagt: »Das Sprachwerk als solches will entbunden aus dem Standort im individuellen Leben und Erleben seines Erzeugers betrachtbar und betrachtet sein.«<sup>26</sup> Für die Lektüre und das Verstehen von Texten im Sinne des bühlerschen Sprachwerks ist es wichtig, eine Vorstellung zu haben vom Autor des Textes, weil mit diesem primären Kontext auch Vorstellungen über die Bezugswelt und den Geltungsanspruch verbunden sind. Gerade weil das kybernetische Bild des Senders und des Sendens stark impliziert, dass das, was »gesendet wird«, im Sinne eines kommunikativen Monitorings auch ankommt, ist der Begriff des Autors hier vorzuziehen. Ich kann Aussagen auf Autoren beziehen, indem ich sie als kommunikative Instanzen präsupponiere und rekonstruiere. Gleichzeitig spielt die konkrete Ausdrucksgestalt des Textes vor allem die Rolle des Inferenzhintergrundes. Die Frage nach den Ich-hier-jetzt-Koordinaten im Sinne einer axialen Rekonstruktion von als »ursprünglich« gedachten Indizierungen von Kommunikation wird weitgehend obsolet. Die Versetzung ins bühlersche »Sprachwerk« ist angewiesen auf die Inferenz eines Autors.

Die Frage, wann ein Text den Status eines »Sprachwerks« erreicht, ist nicht *a priori* beantwortbar. Wann etwa ein Brief einfach im Sinne einer unmittelbar situationsverstrickten »Sprechhandlung« realisiert oder wann mit einem Brief eine völlig situationsenthobene Aussage gemacht wird, kann nicht unabhängig von der konstativen und performativen Gestalt dieses Briefs gesagt werden. Mir scheint wichtig, dass nicht einfach der wissenschaftliche oder literarische Diskursrahmen den Autor praktisch per Automatismus entsprechend inferierbar macht, sondern typische Indizierungen *in* bestimmten Texten auf eine Intention schließen lassen, die mit einer diskurstypischen Autorintention assoziiert wird. Die Unterscheidung zwischen kategorialer und semantischer Intention, wie sie Carlos Spoerhase (2007) trifft, kann mit Blick auf die Charakterisierung des bühlerschen Sprachwerks hilfreich sein: »Während sich die semantischen Intentionen darauf beziehen, was ein Autor in oder mit einem Text »sagen« möchte, beziehen sich die kategorialen Intentionen darauf, welchem Genre ein Autor seinen Text zugeordnet sehen möchte.«<sup>27</sup> Bei der rezeptionsseitigen Rekonstruktion des Autors überlagern sich Indizierungen, die mit semantischen Intentionen korrespondieren, mit Indizierungen, die auf eine kategoriale Intention verweisen. Für die Rezeption von Texten ist es zentral, dass zwischen Zuschreib-

26 Ebd., S. 53f.

27 Spoerhase: Autorschaft, S. 123.



ung an die Instanz des Autors und Indizierung im Text eine entsprechende Verbindung besteht. An der Grenze zwischen Diskurs- und Textlinguistik bietet sich der Autorbegriff als ein wesentlicher Scharnierbegriff an, der bislang noch undiskutiert geblieben ist.<sup>28</sup>

Diese Überlegungen sollen auch verdeutlichen, warum der mit der Sprechakttheorie austinscher und searlescher Prägung beschriebene Handlungscharakter von Sätzen wie: »Ich taufe dich auf den Namen X« oder »Ich verurteile den Angeklagten zur Strafe Z« nicht unmittelbar auf die Konstitution von Sprachwerken übertragbar ist. Das der Sprechakttheorie zugrunde liegende Handlungsmodell baut einerseits auf der unmittelbar-dialogischen Inferierbarkeit der sprechhandelnden Instanzen auf, andererseits orientiert sich die Sprechakttheorie stark an der Satzförmigkeit von Sprechakten. Dieses Handlungsmodell lässt sich unter pragmlinguistischen Vorzeichen nur dann sinnvoll auf die Konstitution von Texten übertragen, wenn man radikal davon absieht, unter schriftlichen Bedingungen von real sprechhandelnden Instanzen mit Intentionen auszugehen, wie sie für unmittelbar-dialogische Kommunikationssettings typisch sind. Ich will hier die pragmlinguistischen Anstrengungen zur Übertragung des angesprochenen Handlungsmodells auf Sprachwerke mit zwei Problemlagen konfrontieren, die üblicherweise mit wissenschaftlichen Texten assoziiert werden:

1. Sprachliche Handlungen wie jene des Taufens oder Verurteilens in den obigen Beispielen sind Belege dafür, dass Sprechakte eine deutliche Rollenverteilung mit Blick auf Agens und Patiens der Handlung vornehmen und sie im Sprechakt selbst darstellen. Unter den Bedingungen, wie sie schriftliche, wissenschaftliche Texte üblicherweise aufweisen, stellt sich vor allem mit Blick auf unpersönliche Aussagen vom Typus » $1 + 1 = 2$ « die Frage, ob das Handlungsmodell auch dann sinnvoll inferiert werden kann, wenn der Standpunkt, von dem aus die Aussage autorseitig realisiert wird, identisch ist mit dem Standpunkt, der rezeptionseitig eingenommen werden muss, um die Aussage anzunehmen oder abzulehnen. Sprachliches Handeln kann in diesem Fall nicht wie etwa bei einer Gebrauchsanweisung auf eine Rollenverteilung abstellen, die klar asymmetrisch ist, indem die eine Instanz etwa ausschliesslich instruiert.
2. Es stellt sich auch die Frage, ob es opportun sei, einzelne Textsequenzen wie jene unpersönlichen zu isolieren und auf ihren Handlungscharakter hin

---

<sup>28</sup> Vgl. zu den Berührungsflächen zwischen Text- und Diskurslinguistik den Problemaufriss bei Spitzmüller / Warnke: Diskurs und Text.

zu beschreiben, wenn doch Handlungen in Texten kompliziert aufeinander bezogen und ineinander verknüpft sind. Es fragt sich, ob nicht, um die typische Konstitution wissenschaftlicher Texte zu charakterisieren, der *Handlungsaufbau* und das Zusammenspiel von Handlungselementen innerhalb einer makrostrukturell angelegten Handlungsdramaturgie beschrieben werden müsste, etwa im Sinne von typischen Aufbaumustern in Texten (Zusammenfassung, Problemstellung, Methodenerörterung, Ergebnisse, Diskussion).

In den nachfolgenden drei Kapiteln sollen Überlegungen dazu angestellt werden, wie man sich den angesprochenen Indizierungshintergrund des Autor-im-Text vorstellen kann. Ziel dieser Ausführungen ist es nicht, Untersuchungsergebnisse zu präsentieren, sondern Möglichkeiten für eine korpusbasierte Analyse aufzuzeigen. Kapitel 4 streicht die mit Blick auf den Begriff des wissenschaftlichen Autors triviale und gleichzeitig vor allem informationswissenschaftlich untersuchte Ebene der epistemischen Einbettung von Aussagen qua Zitationsverhalten heraus. Es geht im Unterkapitel 4.1 um die Frage, wie man über das Mischverhältnis von eigenen und übernommenen Aussagen den Autor-im-Text bestimmen kann. Das Unterkapitel 4.2 stellt die Frage nach entsprechenden disziplinären Konjunkturen von solchen Mischverhältnissen. Kapitel 5 verortet den Autor-im-Text im makrostrukturellen Schema von Problemstellung und Problemlösung, wobei die flecksche Opposition von »Zeitschrift« und »Handbuch« konkretisiert werden soll mit Blick auf den Autor-im-Text. Kapitel 6 stellt die Frage nach dem Autor als Ordnungsinstanz.

## 4 Die Mischverhältnisse zwischen »persönlicher« und »unpersönlicher« Autorschaft

Zur Etablierung des wissenschaftlichen Autor-im-Text ist eine gleichzeitig konventionelle und habituelle Konstruktion disziplinunabhängig üblich in der Form von Anbindungen der eigenen Aussagen an jene der *Scientific Community*. Der Informationswissenschaftler Howard D. White spricht im Zusammenhang mit dieser expliziten, intertextuellen Selbsteinbettung von einer »Citation Identity«, der Historiker Heiner Fangerau bezeichnet den gleichen Sachverhalt in Anlehnung an Fleck als »Topographien von Denkkollektiven«. <sup>29</sup> Die »Citation

---

<sup>29</sup> Vgl. White: Authors as Citers over Time; Vgl. Fangerau: Austausch.

Identity« muss verstanden werden als übereinzeltextliche Konstanz von kokkurrierenden Autor-Zitationen bei einem Autor.<sup>30</sup> Etwas polemisch zugespitzt könnte man sagen, dass die »Identity« eines Autors aus den immer gleichen Adressen besteht, auf denen die eigene Arbeit aufgebaut ist. Wenn Zitieren aus der Produktionsperspektive allgemein als »Effizienz des Anknüpfens an Bestehendes« (Eva-Maria Jakobs) bezeichnet werden kann, dann kann man das Zitieren der immer mehr oder weniger gleichen Literatur als Steigerung dieser Effizienz auffassen. White stellt die Praxis, bei der übrigens das Selbstzitat eine auffallend hohe Frequenz erreicht, in einen Zusammenhang mit einer Rezyklierbarkeit, bei der die Vertrautheit in einem bestimmten Detaillierungsgrad und die Zugänglichkeit im Sinne der Konsultierbarkeit ausschlaggebend sind. Je zugänglicher im Sinne der Bekanntheit eine Adresse für einen Autor ist, desto eher wird sie wieder zitiert. White erklärt so auch die häufigen Selbstzitationen.<sup>31</sup> Die zentralste Erkenntnis aus den bibliometrischen Untersuchungen, wie sie White in seinem Beitrag von 2011 zusammenfasst, belegt allerdings nicht in erster Linie die Konstanz der zitierten Adressen, sondern im Hinblick auf das über Einzelautoren hinweg zugrunde liegende Verteilungsmuster von Zitationen in einzelnen Texten eine erstaunliche Gleichförmigkeit.<sup>32</sup> Die übergreifende Regel ist grob auf folgenden Nenner zu bringen: Wenn wissenschaftliche Autoren zitieren, dann zitieren sie einige wenige Autoren oft und viele Autoren wenig. Diese Regel wird in bibliometrischen Untersuchungen als »reverse-J«-Regel apostrophiert. White (2011: 3351) charakterisiert die Regel als kleinen Kern mit gestreuter Peripherie. Mit dem Kern würden intellektuelle Koalitionen eingegangen, mit der Peripherie nicht. Das poetologische Prinzip scheint divergent. Im Falle des Kerns stellen Autoren einen im Sprachwerk ausführlich dargestellten Dialog her, epistemisch geht es hier darum, sich symbolisch einen Platz in der *Community* zu ergattern. Im Falle der Peripherie wird ein schriftstellerisches Verfahren evident, welches symbolisch Lektüre akkumuliert, ohne sie dialogisch zu akkulturieren.

Wenn wissenschaftliche Anfänger sich im Hinblick auf die konkreten Anforderungen der Textproduktion fragen, wie viele Zitationen pro Seite ungefähr erwartet würden, so bringen sie indirekt die Paradoxie zur Sprache, dass man, um andere Autoren dialogisch im eigenen Text zu akkulturieren, bereits eine epistemische Position als Autor einnehmen muss, die man als Anfänger noch

---

**30** Vgl. White: *Relevance theory*, S. 3354.

**31** »We rarely learn exactly why authors self-cite, but the record shows that, as they consider what is relevant in given contexts, their preferences frequently lead them to choose their own works« (White: *Relevance theory*, S. 3351).

**32** Vgl. White: *Relevance theory*.

nicht haben kann. Die Lösung, die von Studierenden in der Regel für dieses Problem favorisiert wird, ist die der akkumulierenden Aneinanderreihung von Zitationen. Dass sich für dieses »Anfänger-Problem« keine befriedigende Anleitung formulieren lässt, scheint darauf hinzudeuten, dass für die Mustererfüllung ein Spielraum besteht, der auch als typische Abweichung (»studentische Erstlingsarbeit«) von einem erwarteten Muster wahrnehmbar ist. Ich glaube, dass zwei Fragestellungen in diesem Zusammenhang interessant sind, die mit Blick auf den spezifisch wissenschaftlichen Autorbegriff miteinander verbunden werden müssen. Die Anbindung und Abgrenzung von eigenen Aussagen kann inhaltlich sowohl im Hinblick auf die individuelle Autorkonstruktion als auch im Hinblick auf die disziplinären Konventionen als einer der wesentlichsten Indexe gelten, weil damit praktisch die epistemische Positionierung vollzogen wird.

#### 4.1 Individuelle Mischverhältnisse

Mir scheint es nahe liegend, dass eine Teilkonstruktion des Autors-im-Text, wie sie mit der »Citation Identity« (White 2011), in Relation zu einer Aspiration gesehen wird, welche die argumentative Zweckbindung der Zitationen auch mit symbolischem Reputationsgewinn verbunden sieht. Dieser Aspekt ist auf dem Hintergrund der bibliometrisch-quantifizierenden Auswertung nicht erfassbar. Ich glaube allerdings, dass es sich auf dem Hintergrund einer stärker auf funktionale Qualitäten gerichtete Korpusanalyse zeigen ließe, dass die Darstellung des Autors-im-Text mit zunehmender Etabliertheit eines realen bzw. historischen Autors diskreter erfolgt, dass die Abgrenzungsgesten weniger frontal und die peripheren Zitationen im Sinne der ausführlichen »Lektürebeweise« weniger deutlich erfolgen.<sup>33</sup> Im Gegenzug könnte man auch korpusanalytisch zu zeigen versuchen, dass die Verankerungsgestik im Umfang mit angestrebtem Statusgewinn korreliert.<sup>34</sup> Ein sehr schlichter Index für das Mischverhältnis wäre dabei zuerst die schiere Anzahl der beigebrachten Zitationen im Verhältnis zur Text-

---

<sup>33</sup> Ich habe in *Dargestellte Autorschaft* (2009) an einem Beispiel-Autor nachzuweisen versucht, wie sich die Abgrenzungs- und Affirmierungsgestik mit zunehmender Etablierung der Autor-Biographie von Emmert verändert. Vgl. hierzu vor allem Steiner: *Dargestellte Autorschaft*, S. 235–237.

<sup>34</sup> Zur Textvernetzung im vor allem fachlichen Kontext vgl. die Monographie von Eva-Maria Jakobs: *Textvernetzung*. – Meiner Erinnerung nach wird in dieser Darstellung an keiner Stelle das Korpus quantitativ nach funktionalen Kriterien, wie sie im fünften Kapitel beschrieben werden, ausgewertet.

länge. Die Analyse von *Mischverhältnissen*, wie sie hier vorgeschlagen wird, ist nicht in Analogie zu sehen mit den quantifizierenden Institutionen etwa des *Science Citation Index*, welcher bloße Zitationsfrequenzen ermittelt. Die Abbildlichkeit dieses Verhältnisses ist auch nicht als eine unmittelbare zu interpretieren, sondern wie angedeutet im *verstrickten Verhältnis* von »persönlicher« und »unpersönlicher« Erkenntnis- bzw. Wissenskonsistenz zu suchen.

## 4.2 Disziplinäre Mischverhältnisse

Selbst bei einem nur flüchtigen Blick auf die divergierenden disziplinären Auffassungen darüber, welche Funktion den Beiträgen in der »Zeitschriftwissenschaft« (Fleck) zukommt, fällt auf, dass sie sich gerade in ihrem Mischverhältnis zwischen eigenen und zitierten Aussagen diametral unterscheiden. Damit verbunden sind selbstverständlich (zumindest der Tendenz nach) divergierende Autorschaftsbegriffe. Ich möchte das hier nur vage skizzieren, die Überlegung müsste an einer breit angelegten Korpusanalyse erhärtet werden: Am einen Ende des Spektrums vermute ich theoretisch orientierte Subdisziplinen wie etwa jene der Mathematik, die eine wissenschaftliche ›Poetologie der reinen Erörterung‹ betreiben. Ich will das zuspitzen: In der subdisziplinären Tradition ist hier vorstellbar, als Autor-im-Text ohne jeden Verweis auf andere Autoren auszukommen. Auf der anderen Seite des Spektrums vermute ich in medizinischen Subdisziplinen, die sich auch unter entsprechenden ökonomischen Zwängen stark eingebunden sehen in disziplinäre ›Marschrichtungen‹ und sich entsprechend ›lektüreabhängig‹ präsentieren. Vor dem Hintergrund dieser divergierenden wissenschaftspoetologischen Traditionen müssen selbstverständlich die individuellen Passungen des Autors-im-Text gesehen werden. Individuelle Dissidenz ist ausschließlich der Bruch mit den disziplinären Erwartungen.

## 5 Das Erlösungsschema zwischen wissenschaftlicher »Zeitschrift« und »Handbuch«

Bei einem generalisierenden Blick auf die *poetologische Konstruktion* des Autors in wissenschaftlichen Texten im Sinne der felckschen »Zeitschriftwissenschaft« fällt als kleinster gemeinsamer Nenner auf, dass sie ihrer makrostrukturellen Dramaturgie nach ausnahmslos einem einfachen Schema gehorchen. Sie formu-

lieren zuerst ein Problem, eine Forschungslücke. Eine gewichtige autorschaftliche Teilleistung besteht darin, diese Lücke erkannt zu haben. Im Hinblick auf die autorschaftliche Originalität ist es nicht erforderlich, eine völlig neue Thematik zur Disposition zu stellen, sondern vielmehr innerhalb der paradigmatischen Vorgaben des Denkkollektivs auf eine Lücke hinzuweisen. Der Autor-im-Text ist jene Instanz, die in diese Lücke springt und methodische Handlungen (Experimente, Berechnungen, Argumentationen, Beweise etc.) zu ihrer Beseitigung präsentiert. Beiträge in diesem Sinn zu verstehen bedeutet in erster Linie, die responsive Klammer innerhalb dieses Schemas nachzuvollziehen, das heißt das Problem als Frage und die Problemlösung als Antwort zu verstehen. Wenn in der metawissenschaftlichen Literatur im Zusammenhang mit dem Begriff der wissenschaftlichen Autorschaft die Frage gestellt wird, wie Autorschaft und Vertrauenscredit zusammenhängen,<sup>35</sup> so scheint es mir wichtig auf diese schematische Ebene des Textnachvollzugs hinzuweisen. Einem Autor mit seinem Beitrag zuzustimmen, heißt nicht zwingend, dass jeder einzelnen Verstehensbedingung zugestimmt wird, gerade weil bereits die Voraussetzungen im schriftlichen Text notgedrungen abstrahieren etwa von der Ebene der Beobachtung. Einem Autor zuzustimmen heißt möglicherweise vielmehr, dem angesprochenen Kohärenzschema beizupflichten und sich damit vor allem auf der weiter oben mit Spoerhase (2007) angesprochenen Ebene der kategorialen Intention zu bewegen. In diesem Sinn einer autorschaftlichen Aussage zuzustimmen hieße, dem Autor einen Vertrauenscredit zu gewähren. Dies würde erklären, warum in den bekannten Fällen von wissenschaftlichen Parodien diese nicht unmittelbar als solche erkannt wurden.<sup>36</sup> Man stimmt einer zusammengefassten Aussage zu, die mit einer kategorialen Intention korrespondiert, nicht einem Text. Ich glaube, dass hier mit Blick auf die spezifisch empirische Erfor-

---

35 Judy Segal und Alan Richardson stellen etwa in ihrer Einleitung zum Sammelband *Scientific Ethos* die basale Frage, wie man die Glaubwürdigkeit von Wissenschaft beschreiben und erklären könne. Sie weisen zu Recht darauf hin, dass nicht den wissenschaftlichen Aussagen pauschal Vorschusscredit gezollt wird, sondern dass die soziale Institution das zugrunde liegende Schema mit einer Art ›Verstehenscredit‹ bevorschusst.

36 Das vielleicht berühmteste Beispiel für eine solche Parodie ist vor allem unter dem Etikett »Sokal-Debatte« bekannt geworden. Der Physiker Alan Sokal hat 1996 unter dem Titel »Transgressing the Boundaries« in der Zeitschrift *Social Text* einen ›Nonsense-Beitrag‹ publiziert. Ein wichtiges Problem im Zusammenhang mit dem zugrunde liegenden Parodiebegriff liegt allerdings darin, dass die Einheit von Meinen und Sagen nicht durchgängig dissoziiert wird. Manche Textteile scheinen (etwa die ausführlichen und unverändert belassenen Zitate) so gemeint, wie sie in ihrem ursprünglichen Kontext gemeint waren, andere gerade wieder nicht. Das heißt der ›Nonsense-Charakter‹ hält sich vergleichsweise verdeckt. Vgl. Sokal: Grenzen überschreiten.

schung von wissenschaftlicher Autorschaft ein wichtiges Desiderat besteht: In der ›normalen Wissenschaft‹ geht man davon aus, dass Autoren von anderen Autoren ›richtig‹ zusammengefasst und nicht einfach für ihre Zwecke ›umgebogen‹ werden. Die Wissenschaftsgeschichte zeugt aber auch von autorschaftlichen Konflikten nicht unbedingt nur, was die Widerlegung von Aussagen angeht, sondern vor allem auch, was ›falsches Verständnis‹ angeht. Meines Erachtens wäre hier Stoff für eine kommunikationsgeschichtliche Arbeit zur ›autorschaftlichen Konfliktkultur‹ angelegt.

Das responsive Muster von Fragestellung und Antwort ist mit Blick auf die Instanz des Autors ein ausgesprochen produktives. Im Schema wird deutlich zum Ausdruck gebracht, dass der Wissenszuwachs einer autorschaftlichen Leistung entspricht. Autorschaft (hier verstanden als Autorität des Autors) stellt sich erst in einer die Teilziele des Textes unter das globale Ziel der Problemlösung subordinierenden Dramaturgie des Textes her. Das Schema sieht vor, dass der Autor mit einem Defizit startet, dem die gesamten Lösungen im Text kompensatorisch untergeordnet werden, um ihn zum Schluss des Textes als ›Befreier‹ von diesem Defizit im epistemischen Feld zu präsentieren. Gleichzeitig zeigt sich der Autor aber in diesem Schema nicht als persönliche Instanz, sondern wichtig ist bereits beim ›Lückenstart‹, dass das epistemische Feld ›bevölkert‹ erscheint von Autoren, die analog zum Autor selbst als Abgrenzungs- und Affirmierungsfiguren zur Verfügung stehen. Der »Zeitschrift-Autor« drängt so nicht nur, wie Fleck sagt, »ins Handbuch«, sondern er bereitet die Validierung praktisch vor, indem er seinen Beitrag mit entsprechenden »unpersönlichen Aussagen« unterfüttert.

Als makrostrukturelle Konstruktion taucht das »Erlöserschema« im Sinne einer Synthese von Problemlösungen, der kollektiv bewerkstelligten Befreiung von Unwissen auch im Handbuch wieder auf, allerdings in deutlich veränderter Konsistenz; wenn man so will im historischen Rückblick. »Beiträge« werden hier als Autorpositionen synthetisiert in eine denkstilistisch konvergente Form zum Ausgangspunkt der Darstellung gedreht. Der Forschungsstand, der als unzulänglicher und lückenhafter Ausgang für den »Zeitschrift-Autor« dient, wird hier als kollektiv-autorschaftliches Gesamtergebnis dargestellt. Das heißt nicht, dass hier ausschließlich harmonisiert wird, Divergenzdarstellungen sind auch verbreitet, aber im Grunde wird (wie Fleck sagt) die Marschrichtung des Kollektivs betont, die nicht als völlig sinnlose Drift auseinandergeht, sondern etwa als schulische Alternativen. Ich glaube, dass hier vor allem mit Blick auf die Loslösung von Aussagen aus ihrem autorschaftlichen Ursprungskontext



Forschungsbedarf besteht.<sup>37</sup> – Ein wesentlicher Ausgangspunkt bildet dabei die bereits bei Fleck angesprochene Ausdruckstypik: Fleck weist darauf hin, dass zeitschrifttypische Wendungen die entsprechende autorschaftliche Unsicherheit mitenunzieren. Die spezifische Vorsicht sei erkennbar an charakteristischen Wendungen wie: »es konnte nicht nachgewiesen werden, dass...« während die unpersönliche Handbuchwissenschaft Wendungen wie »es gibt so und so etwas...« favorisiere.<sup>38</sup> Diese auf dem Hintergrund von entsprechender Lektüreerfahrung gemachte Behauptung müsste an einem umfangreichen Textkorpus detailliert analysiert werden. Gleichzeitig müssten die Korrespondenzen zwischen der mikrostrukturellen Typik und der makrostrukturellen Konstruktion des skizzierten Schemas aufgezeigt werden, das heißt vor allem mit Blick auf die Übergänge zwischen persönlicher Erkenntnis und unpersönlichem Wissen.

## 6 Autorschaftliche Handlungen: Beispiel Ordnen

Eine der wesentlichen Leistungen moderner Wissenschaftlichkeit liegt in ihrer Systematizität. Sie bildet allerdings nicht nur auf der Ebene des wissenschaftlichen Handelns, Erklärens, Beschreibens etc. eine wesentliche Voraussetzung für die Akzeptanz der entsprechenden Wissensproduktion, sondern sie bildet vor allem auf der Ebene der Darstellung eine der zentralen performativen Eigenschaften, die den Eindruck wissenschaftlicher Lektüren prägen. Das heißt konkret: Wenn der wissenschaftliche Text als gegliederter Text etwa in der Form einer Inhaltsübersicht einen systematischen Eindruck auf einen Adressaten macht, decken sich sozusagen die poetologischen Erwartungen an die Organisiertheit des Textes mit den Erwartungen an die Systematizität der zugrunde liegenden Wissenschaftlichkeit. Der mit dem Inhaltsverzeichnis gegebene Teiltex, der zumindest wissenschaftlichen Büchern obligatorisch vorausgeht, hat die Funktion, die systematische Ordnung überblickbar zu machen. Durch eine solche metatextuelle Thematisierung des Textes wird es einem Adressaten möglich, Text als strukturierte, autorschaftlich geplante und gegliederte Einheit

---

37 Uwe Pörksen hat in einem Beitrag von 1998 im Rückgriff auf Fleck gezeigt, wie sich erfolgreiche wissenschaftliche Modellvorstellungen aus ihrem Ursprungskontext lösen und für völlig andere Aussage-Kontexte anschlussfähig werden. Einerseits zeigt er das am Beispiel von Darwins Idee der Evolutionslehre und andererseits am Beispiel der Doppel-Helix von Crick / Watson. Meines Erachtens zeigen aber gerade die Beispiele von Pörksen nicht eigentlich den Übergang zu »unpersönlichem Wissen«, sondern vielmehr eine eigenwillige, »exoterische« Metamorphose des zugrunde liegenden, metaphorischen Modells. Vgl. Pörksen: Blickprägung.

38 Fleck: Tatsache, S. 157.

wahrzunehmen. Ordnung herzustellen und Ordnung im Text darzustellen ist autorschaftliche Aufgabe, wobei der Autor-im-Text durch explizite Thematisierungen dieser Ordnung besonders deutlich indiziert wird. Implizit rückt der Autor-im-Text in ein Kontiguitätsverhältnis mit der Systematizität, weil die Subordinierung von Textteilen dem Eindruck von Systematizität entgegenkommt.

## 6.1 Konventionelle Ordnung: Hierarchie und Kapitelsymmetrie

Man kann vermuten, dass konventionelle wissenschaftliche Ordnungssysteme mit Blick auf die Darstellung zwei wesentliche Eigenschaften mit sich bringen, was aber ebenfalls noch an einem entsprechenden Korpus überprüft werden müsste: Die numerischen Ordnungen bleiben überschaubar, das heißt die ›systemischen Ordnungen‹ ähneln im Grunde körperlichen: Gezählt wird in der Regel bis höchstens fünf, jedenfalls tendieren sie zur ›überschaubaren Zahl‹. Für Unterordnungen zum Beispiel in wissenschaftlichen Monographien gilt die dritte Unterordnung noch als konventionell und als nachvollziehbar. Diese Konventionalität der Subordination müssten mit entsprechenden autorschaftlich-metatextuellen Thematisierungen verglichen werden. Ich vermute, dass Gliederungshinweise in der Regel ohne begründende Hinweise gemacht werden, der Autor-im-Text tritt als gestaltende Instanz auf (zum Beispiel »im Folgenden sind drei Aspekte zu unterscheiden«), ohne dass gleichzeitig ›wissenschaftliche Systemeigenschaften‹ dafür verantwortlich gemacht würden.

Die zweite Eigenschaft der konventionellen Poetologie ist die harmonisierende Einhaltung von Symmetrien, was das ›Gewicht‹ von Kapiteln angeht. Auch das ist eine Vermutung, die an einem entsprechenden Korpus überprüft werden müsste. Die Erwartung geht in die Richtung, dass je »unpersönlicher« eine bestimmte Textgruppe sich funktional im Hinblick auf ihren Inhalt bestimmen lässt, desto symmetrischer werden Kapitellängen eingepasst, während die »persönliche« Erkenntnis auch einem entsprechend asymmetrisch indizierten Autor-im-Text entspricht.

## 6.2 Unkonventionelle Ordnung: Überhierarchisierung und Asymmetrie

Ausgehend von der eben beschriebenen, konventionellen Subordination müsste man mit Blick etwa auf ›abweichende‹ Inhaltsverzeichnisse sagen: Die ›über-

triebene« Hierarchie ist vor allem ein Beleg dafür, dass diese Ordnungsentscheide im Sinne eines stets drohenden ›denkstilistischen« Normverstoßes gelesen und im Hinblick auf einen entsprechenden Autor ausgedeutet werden. Gleiches gilt möglicherweise auch für übertrieben ›flache« Strukturierung. Im Grunde wird bei ›übertriebenen Hierarchien« besonders deutlich, was bei konventionellen der Tendenz nach unbeobachtet bleibt, die »Gemachtheit« der Ordnung.

Möglicherweise wäre es hier (ähnlich wie bei den bereits unter 4.2 skizzierten Mischverhältnissen) interessant, die disziplinären Konjunkturen der Subordination zu untersuchen. Bereits bei einem flüchtigen Blick etwa auf Disziplinen wie die Germanistische Linguistik und die Germanistische Literaturwissenschaft fällt auf, dass hier sehr divergente zugrunde liegende Poetologien zu beobachten sind: Während in der Linguistik eine tendenziell an naturwissenschaftlichem Vorbild angelehnte Konvention des Subordinierens gepflegt wird und die Systematizität der Darstellung damit stark herausgestrichen wird, scheint in der literaturwissenschaftlichen Tradition eine Art subdisziplinäre Fraktionenbildung beobachtbar zu sein. Jedenfalls fällt sicher jene kulturwissenschaftlich angelehnte Fraktion auf, welche mit betont flachen Hierarchien auf die Nähe zur ›literarischen Intelligenz« beziehungsweise auch zu betont ›unnaturwissenschaftlicher Systematik« aufwartet.

Die mit den Kapiteln 4, 5 und 6 angestellten Überlegungen verstehen sich als Vorüberlegungen zu einer am Autorbegriff orientierten Untersuchung der disziplinübergreifend aufgefassten, poetologischen Konstitution wissenschaftlicher Texte. Ich glaube, dass neben der metawissenschaftlichen Untersuchungstradition, wie sie seit den 1980er-Jahren von Bruno Latour, Karin Knorr-Cetina und anderen stark gemacht wurde, auch eine intensiver textbezogene Tradition fortgeführt werden müsste, wie sie etwa mit der angelsächsisch geprägten »Rhetoric of Science« in den 1980er- und 1990er-Jahren angestossen wurde.<sup>39</sup> Der im vorliegenden Beitrag im Grunde mehr oder weniger implizit verwendete Begriff der »poetologischen Konstitution« selbst bedarf im Anschluss an literaturwissenschaftlich inspirierte, poetologische Ansätze wie jener Hayden Whites im Hinblick auf eine am Autorbegriff orientierte Poetologie wissenschaftlicher Texte einer weiteren wissenschaftslinguistischen und literaturwissenschaftlichen Fundierung.

---

<sup>39</sup> Vgl. hierzu auch Fußnote 6 des vorliegenden Beitrags. Die unter dem Label der »Rhetoric of Science« gefassten Forschungsrichtungen sind bei Steiner: Dargestellte Autorschaft, S. 59–65 im Kapitel 1.2.1 skizziert.

## Bibliographie

- Bazerman, Charles: *Shaping Written Knowledge. The Genre and Activity of the Experimental Article in Science*. Madison, Wisconsin 1988.
- Biagioli, Mario/ Peter Galison (Hrsg.): *Scientific authorship: Credit and intellectual property in science*. New York 2003.
- Bühler, Karl: *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* [1934]. Stuttgart 1999.
- Chartier, Roger: »Foucault's Chiasmus: Authorship between Science and Literature in the Seventeenth and Eighteenth Centuries«. In: Biagioli, Mario / Peter Galison (Hrsg.). *Scientific Authorship. Credit and Intellectual Property in Science*. New York 2003, S. 13–32.
- Danneberg, Lutz/ Jürg Niederhauser (Hrsg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*. Tübingen 1998.
- Daston, Lorraine/ Peter Galison: »Das wissenschaftliche Selbst«. In: dies.: *Objektivität*. Frankfurt a. M. 2007, S. 201–265.
- Daston, Lorraine / Otto H. Sibum (Hrsg.): »Introduction: Scientific Personae and Their Histories«. In: *Science in Context* 16 (2003) H. 1–2, S. 1–8.
- Fangerau, Heiner: »Der Austausch von Wissen und die rekonstruktive Visualisierung formeller und informeller Denkkollektive«. In: ders. / Thorsten Halling (Hrsg.): *Netzwerke. Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften? Ein transdisziplinärer Überblick*. Bielefeld 2009. S. 215–246.
- Feilke, Helmut: »Die pragmatische Wende in der Textlinguistik«. In: Brinker Klaus / Gerd Antos / Wolfgang Heinemann / Sven F. Sager (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin / New York 2000, S. 64–82.
- Fleck, Ludwik: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [1. Ausg. 1935]. Frankfurt a. M. 1994.
- Foucault, Michel: »Was ist ein Autor?« [1969]. In: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt a. M. 2003, S. 234–270.
- Foucault, Michel: »Die Aussagefunktion«. In: ders.: *Archäologie des Wissens* [1969]. Frankfurt a. M. 1992, S. 128–153.
- Goffman, Erving: »The Lecture«. In: ders.: *Forms of Talk*. Oxford 1981, S. 162–196.
- Gross, Alan G.: *The Rhetoric of Science*. Cambridge, MA 1990.
- Gross, Alan G.: *Starring the Text. The Place of Rhetoric in Science Studies*. Carbondale 2006.
- Harweg, Roland: *Pronomina und Textkonstitution*. München 1968.
- Jakobs, Eva-Maria: *Textvernetzung in den Wissenschaften: Zitat und Verweis als Ergebnis rezeptiven, reproduktiven und produktiven Handelns*. Tübingen 1999.
- Jannidis, Fotis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin / New York 2004.
- Kindt, Tom / Hans-Harald Müller: *The Implied Author. Concept and Controversy*. Berlin / New York 2006.
- Latour, Bruno: *Science in action: How to Follow Scientists and Engineers Through Society*. Cambridge, MA 1987.
- Maingueneau, Dominique: »Das Ethos in der Diskursanalyse: Die Einverleibung des Subjekts«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 26 (1996), S. 114–134.
- Myers, Greg: »Texts as Knowledge Claims: The Social Construction of Two Biology Articles«. In: *Social Studies of Science* 15 (1985), S. 593–630.

- Oksaar, Els: »Das Postulat der Anonymität für Fachsprachengebrauch«. In: Hoffmann, Lothar / Hartwig Kalverkämper / Herbert E. Wiegand (Hrsg.). *Fachsprachen: Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Berlin / New York 1998, S. 397–401.
- Pohl, Thorsten: *Studien zur Ontogenese wissenschaftlichen Schreibens*. Tübingen 2007.
- Polenz, Peter von: »Über die Jargonisierung der Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung«. In: Bungarten, Theo (Hrsg.): *Wissenschaftssprache: Beiträge zur Methodologie, theoretische Fundierung und Deskription*. München 1981, S. 85–110.
- Pörksen, Uwe: »Blickprägung und Tatsache: Veranschaulichungsstufen der Naturwissenschaften – von der hypothetischen Skizze bis zum öffentlichen Idol«. In: Danneberg, Lutz/ Jürg Niederhauser (Hrsg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast: Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*. Tübingen 1998, S. 321–349.
- Rauter, Jürgen: »Textvernetzungen und Zitationsnetzwerke«. In: Fangerau, Heiner / Thorsten Halling (Hrsg.): *Netzwerke. Allgemeine Theorie oder Universalmetapher in den Wissenschaften? Ein transdisziplinärer Überblick*. Bielefeld 2009, S. 247–266.
- Segal, Judy / Alan Richardson: »Introduction: Scientific Ethos: Authority, Authorship, and Trust in the Sciences«. In: *Configurations* 11 (2003) H. 2, S. 137–144.
- Sokal, Alan: »Die Grenzen überschreiten: Auf dem Weg zu einer transformativen Hermeneutik der Quantengravitation«. In: ders. / Jean Bricmont: *Eleganter Unsinn: Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen*. München 1999, S. 262–309.
- Spitzmüller, Jürgen/ Ingo H. Warnke: »Diskurs und Text«. In: dies.: *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin 2011, S. 114–116.
- Spoerhase, Carlos: *Autorschaft und Interpretation. Methodische Grundlagen einer philologischen Hermeneutik*. Berlin / New York 2007.
- Steiner, Felix: *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Tübingen 2009.
- Steinhoff, Torsten: *Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*. Tübingen 2007.
- White, Howard D.: »Authors as Citers over Time«. In: *Journal of the American Society for Information Science* 52 (2001), S. 87–108.
- White, Howard D.: »Relevance theory and citations«. In: *Journal of Pragmatics* 43 (2011), S. 3345–3361.

